

Kultische Destabilisierung

Von Professor Dr. Matthias Morgenstern*

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.03.2007, Nr. 66, S. 7

Seit dem Erscheinen der "Bibel in gerechter Sprache" im vergangenen Herbst will die Kritik an Herausgebern und Übersetzern nicht verstummen. Nicht nur philologische und sachliche Details des Projekts erregen Anstoß, sondern die Absicht selbst, nämlich eine Sprache, die "geschlechtergerecht" ist, den einstigen sozialen Verhältnissen getreu und überdies noch gerecht im Verhältnis zum Judentum. Wurden diese Ziele erreicht?

Die neue Bibelübersetzung "in gerechter Sprache", zur Frankfurter Buchmesse des vergangenen Jahres erschienen und von Spendenfreudigen im ganzen deutschsprachigen Raum sowie von der Kirchenleitung der hessen-nassauischen Landeskirche finanziell unterstützt, möchte in dreifacher Weise gerecht sein: geschlechtergerecht, gerecht in der Wiedergabe der sozialen Verhältnisse zu biblischer Zeit und gerecht im Verhältnis zum Judentum.

Gegen das Ergebnis dieses Versuchs haben - bei aller grundsätzlichen Würdigung der Anliegen - akademische Theologen wie Gemeindeglieder viele Einwände erhoben. Bemängelt wurde die philologische und sachliche Fragwürdigkeit vieler Formulierungen: etwa die Bezeichnungen "Buch der Königinnen und Könige" sowie "Pharisäerinnen und Pharisäer", wo historisch nur "Könige" und "Pharisäer" gemeint sind; der mangelnde Sprachrhythmus und die liturgische Unbrauchbarkeit ("Meine Lebendigkeit kehrt zurück. Gott führt mich auf gerechten Spuren - so liegt es im Namen Gottes", heißt es zu Psalm 23,3); mancherlei sprachliche Gestelztheit (aus "Unreinheit" in Leviticus 12,2 wird "Zustand der kultischen Destabilisierung"); ein bevormundender Gesinnungskult, der die Unterschiede zwischen Judentum und Christentum einebnet und jede Formulierung am Maßstab eines modisch und politisch korrekten Gerechtigkeitsempfindens misst ("Bei Gott geht es immer um Freiheit und Befreiung"); schließlich die unhistorische Gleichmacherei, die nicht zur Kenntnis nehmen will, dass nicht alle Zeiten so dachten wie eine sich heute als fortschrittlich empfindende kirchliche Elite.

Anlass zu Kritik gab auch der Umstand, dass die biblischen Bücher von unterschiedlichen Übersetzerinnen und Übersetzern bearbeitet wurden (Genesis 1-36 etwa von dem Bielefelder Alttestamentler Frank Crüsemann, Genesis 37-50 von seinem Bochumer Kollegen Jürgen Ebach), ohne dass sich die Übersetzer untereinander abgestimmt hätten. Diesen Mangel an Koordination gibt die Redaktion in der Einleitung zur Bibelübersetzung als Vorteil aus. Freilich wirkt diese "Vielstimmigkeit" willkürlich und will so gar nicht zum Charakter der biblischen Texte als Traditionsliteratur passen, einer Literatur, die immer wieder in ihrem Wortlaut memoriert und von einer Überlieferungsgemeinschaft weitergeschrieben wurde.

Lügner oder Lästere.

Die wichtigste Frage scheint indes zu sein, wie sich die Zielrichtungen der "dreifachen Gerechtigkeit" zueinander verhalten. "Lebenswelt und Sprache wandeln sich", heißt es im Vorwort der Bibelausgabe; es hänge "viel davon ob, ob das Alte neu zu sprechen beginnt". Die Spannung, der sich jede Übersetzung ausgesetzt sieht, finden die Herausgeber in einer Sentenz des Traktats über das Eherecht im babylonischen Talmud (der "mündlichen" Tora) wieder, die in Anlehnung an die Übertragung von Lazarus Goldschmidt zitiert wird: "Wer einen Schriftvers wörtlich übersetzt, ist ein Lügner, und wer etwas hinzufügt, ein Lästere."

Diese Sentenz ist im Talmud freilich auf die Frage nach den Qualitäten eines Bräutigams bezogen, der von sich behauptet, torakundig zu sein, und eine Frau "erwerben" will - eine nach heutigen Maßstäben alles andere als "geschlechtergerechte" Fragestellung, zugleich aber ein gutes Beispiel für den banalen Sachverhalt, dass nicht nur der kulturelle und historische Hintergrund der Bibel, sondern auch der des Talmuds fremd ist und nicht unseren heutigen Maßstäben unterworfen werden darf.

Wie kann eine Übersetzung über den zeitlichen und kulturellen Abstand hinweg gelingen, wenn es nicht nur um die zahlreichen Unterschiede zwischen Ausgangs- und Zielsprache geht, sondern darüber hinaus Gesinnungskriterien eingeführt werden, die historisch und sachlich ganz unterschiedlicher Natur sind? Die Übersetzer geben scheinbar ein Problembewusstsein zu erkennen, wenn sie darauf

hinweisen, dass ihr Text "trotz aller Mühe" im Hinblick auf die "Vorgabe" der Gerechtigkeit hinter den eigenen Ansprüchen zurückgeblieben sei.

Genannt werden in diesem Zusammenhang "Menschen mit Behinderungen und unterschiedlicher (sic) Hautfarben". Denken mag man an einen Text wie Deuteronomium 23,2, der seinem Textsinn nach einen bestimmten Personenkreis von der Teilnahme am Kult "ausgrenzt", was auch die "gerechte Sprache" des übersetzenden Düsseldorfer Schulpfarrers Johannes Taschner nicht beseitigen kann: "Zur Versammlung Adonajs darf niemand kommen, dessen Hoden zerquetscht oder dessen Penis abgeschnitten ist." Im Hinblick auf das im Vorwort ungenannt bleibende Thema der Homosexualität war die Übersetzung vielleicht erfolgreicher, wenn es - das Verbot der Hebräischen Bibel andeutungsweise auf anatomische Fragen reduzierend und mit einem exotisch-religionswissenschaftlichen Etikett versehen - zu Leviticus 18,22 heißt: "Mit einem männlichen Partner sollst du keinen Geschlechtsverkehr haben wie mit einer Frau, ein Tabu ist dies."

Bei solchen Erwägungen und einem gesinnungsethischen Rigorismus, der die Religionsgeschichte vieler Jahrhunderte gegen den Strich lesen will und nicht ertragen will, dass andere Zeiten andere Maßstäbe hatten, liegen die Probleme nicht nur für den Austausch mit dem Judentum, sondern bereits für die innerchristliche Ökumene auf der Hand. So ist es kein Wunder, dass im Vorwort das Defizit eingestanden wird, "dass wir keine jüdischen Mitübersetzerinnen und Mitübersetzer hatten". Andererseits ist den Übersetzern der Bezug auf das Judentum besonders wichtig. Gleich der erste Vers, Genesis 1,1, beginnt in der "Bibel in gerechter Sprache" mit einer graphischen Nachahmung des ersten Buchstabens der hebräischen Tora: "Bei Anfang Als Anfang Zu Anfang Durch einen Anfang Im Anfang Zu Beginn Am Anfang hat Gott Himmel und Erde geschaffen." Die hier kursiv gesetzten Alternativübersetzungen der Anfangswendung "bereshit" ("am Anfang") sind als im Fettdruck hervorgehobene "Initialen" in einem Halbkreis angeordnet. Der durch die rabbinische Tradition geschulte Blick (entsprechende Anmerkungen im Text fehlen) erkennt hier eine Andeutung des nach links offenen hebräischen Buchstabens "Bet", eines Zeichens, das zugleich für den Zahlenwert "zwei" steht.

Der französische Philosoph Jacques Derrida hat mit Bezug auf die Diskussion der Rabbinen über die Bedeutung dieses ersten "Bet" in der Tora auf das Pluriforme, die Uneindeutigkeit, das "Mehr-als-Logische", das "Un-Griechische" der jüdischen Tradition hingewiesen. Gleich im ersten Absatz des Vorworts machen die Herausgeber mit einem (ebenfalls nicht nachgewiesenen) Zitat Walter Benjamins auf solche verborgenen Traditionen aufmerksam, um so die Notwendigkeit einer neuen Übersetzung zu begründen. Benjamins Forderung, in jeder Epoche müsse versucht werden, "die Überlieferung von neuem dem Konformismus abzugewinnen", der im Begriff stehe, sie zu überwältigen, ist seinem von kabbalistischen Motiven durchzogenem Aufsatz "Über den Begriff der Geschichte" entnommen. In diesem Zusammenhang heißt es bei Benjamin anschließend unter Aufnahme christlichen Sprachguts, der Messias komme "nicht nur als der Erlöser", sondern "als der Überwinder des Antichrist".

Dieser Zielpunkt des "Überwindens" macht das Oppositionelle, das gerade auch aus jüdischem Blickwinkel Synkretistisch-Heterodoxe von Benjamins neokabbalistischer Hermeneutik kenntlich, die zugleich für eine eigenwillige Aneignung des Marxismus steht. Christliche Gesprächspartner haben aber nicht das Recht, in der innerjüdischen Auseinandersetzung zwischen alt- oder neokabbalistischen und "zu überwindenden" rabbinisch-orthodoxen Traditionen Stellung zu beziehen. Schon diese Grenzüberschreitung lässt es als fraglich erscheinen, ob das Übersetzungsprogramm für einen christlichen Dialog mit dem Judentum geeignet ist.

Das Manko der fehlenden jüdischen Beteiligung - im "Beirat zur Förderung, Unterstützung und Begleitung des Projektes" war immerhin der Frankfurter Erziehungswissenschaftler Micha Brumlik vertreten - versuchten die Übersetzer durch zweierlei Maßnahmen auszugleichen. Zum einen zogen sie aus der "Unübersetzbarkeit" des hebräischen Gottesnamens die Konsequenz, dass das Tetragramm JHWH durch in rabbinische Abkürzungszeichen (jod-jod) gerückte changierende Lesemöglichkeiten ersetzt wird. Diese unterschiedlichen Gottesbezeichnungen - von "der Ewige" und "die Ewige" über "Schechina" (die "göttliche Einwohnung") und "ha-Makom" (hebräisch: "der Ort") bis zu "die Heilige" und "der Heilige" - können jeweils einer Kopfzeile mit unterschiedlichen Lesevorschlägen entnommen und in den Fließtext eingetragen werden, und zwar dort, wo die typographische Markierung darauf aufmerksam macht, dass hier der Gottesname steht oder gemeint ist.

Verlust der persönlichen Dimension.

Konsequenterweise müsste "Männlichkeit" Gottes indes auch gegen die jüdische Gottesbezeichnung "Adonaj" sprechen, deren Bezug zu "Herrschaft" von den Herausgebern nicht

geleugnet wird. In Lutherbibeln wird "Adonaj" bezeichnenderweise durch das meist in Kapitälchen gesetzte HERR wiedergegeben. Man mag zudem daran erinnern, dass frühere Generationen christlicher Theologen der "Unübersetzbarkeit" des Gottesnamens (muss man Namen eigentlich übersetzen?), also des verborgenen Gottes, immerhin den Namen Jesu als des offenbaren Gottes (etwa nach dem Philipperbrief 2,10) an die Seite gestellt hätten. Der Verlust der persönlichen Dimension in der Gottesbeziehung scheint das eigentliche Problem dieser Bibelübersetzung zu sein.

Anstelle der christliche Gottesvorstellung verweist das Vorwort auf den Gedanken der Einwohnung Gottes bei seinem Volk Israel ("Schechina") und damit auf die jüdische Mystik. In der Mystik aber ist die "Schechina" mit dem Konzept der zehn Emanationen oder "Abglänzungen" Gottes (Sefirot) verbunden. Darin werden die neun "oberen" Emanationen männlich und erst die zehnte, die "Schechina", weiblich vorgestellt. Schon aus der Reformationszeit und dann im siebzehnten Jahrhundert sind, angeregt durch den Pforzheimer Humanisten Johannes Reuchlin, christliche Umdeutungen des jüdischen Sefirotsystems bekannt, durch die die Schechina das Gesicht Jesu Christi erhielt.

Hält man sich vor Augen, dass diese "vorkritische" christliche Kabbala zugleich eine Umkehrung der innergöttlichen Geschlechterverhältnisse zur Folge hatte, so steht die Kabbalarezeption der "Bibel in gerechter Sprache" im Vergleich nicht besonders frauenfreundlich da. Auf dem christlich-kabbalistischen Altarbild der württembergischen Prinzessin Antonia (1613-1679) in Bad Teinach (Nordschwarzwald) stehen der letzten Sefira, der christologisch, also "männlich" umgedeuteten "Schechina", die neun oberen weiblichen "Abglänzungen" des Höchsten gegenüber.

Im Unterschied zu einer gewöhnlichen christlichen Bibelausgabe orientiert sich die Übersetzung "in gerechter Sprache" in der Reihenfolge der biblischen Bücher des Alten Testaments an der Anordnung der jüdischen Bibel. Damit soll die "christliche Umstellung" der biblischen Bücher - eine zumindest umstrittene Beschreibung des historischen Sachverhalts - rückgängig gemacht werden. Das neue Arrangement vermeidet, dass eine Prophezeiung wie Maleachi 3,23 ("Bevor der Tag Adonajs kommt ..., schicke ich euch Elija den Propheten") unmittelbar vor dem neutestamentlichen Geschehen steht und auf dieses verweist - eine Reverenz an die "politische Korrektheit", die wohl dem Verdacht der "Enteignung" der Hebräischen Bibel durch die Christen entgegenwirken soll.

Andererseits endet der erste Kanonteil nicht mit dem in jüdischen Ohren programmatischen Vers 2, Chronik 36,23, in dem der persische König Kyros den nach Babylon exilierten Juden die Erlaubnis gibt, nach Jerusalem "hinaufzuziehen", sondern mit den deuterokanonischen Schriften der griechischen Bibeltradition, also den Büchern Tobit bis zum zweiten Makkabäerbuch und dem Gebet Manasses. Der Tübinger Neutestamentler Hermann Lichtenberger hat im Übrigen darauf hingewiesen, dass die Überschrift des zweiten Makkabäerbuches ("Über die Zeit der Makkabäerinnen und Makkabäer") kurios ist, da in diesem Text nur an einer Stelle die Frau des Judas Makkabäus erwähnt wird (15,25) und die Mutter mit den sieben Söhnen, die das Martyrium erleiden, nicht einmal zur Familie der Makkabäer gehört.

Immerhin behält die neue Übersetzung dankenswerterweise die Bezeichnung "Altes Testament" bei und ersetzt sie nicht, wie heute üblich, durch das eher komische "Erste Testament" - als wäre die Abfolge eines "ersten" und "zweiten" Testaments in dieser Perspektive weniger "diskriminierend" für das Judentum als die von "alt" und "neu". Dem für jeden Nachdenklichen abwegigen Verdacht, "Altes" Testament müsse als theologisch abwertend und "antijüdisch" verstanden werden, hätte man, wie dies schon der württembergische Theologe Paul Schempp zur Zeit des Kirchenkampfes im Nationalsozialismus getan hat, im Übrigen mit dem Hinweis auf den "alten Gott" (Deuteronomium 33,27) entgegentreten können - dies freilich nur, wenn "in gerechter Sprache" aus dem lutherschen "alten Gott" nicht "die Gottheit der Urzeit" geworden wäre.

Umso wichtiger ist die Feststellung, dass die jüdische Bibel und der erste Kanonteil der christlichen Bibel eben nicht identisch sind und keines der Bücher "enteignet" werden kann. Dies nicht nur, weil beide Bibeln in anderen Zusammenhängen - im einen Fall vom Neuen Testament, im andern vom talmudischen Schrifttum her - gelesen werden, sondern schon aufgrund ihrer inneren Anordnung, der Reihenfolge ihrer Schriften.

Die "Bibel in gerechter Sprache", die den jüdischen Tanach, die deuterokanonischen Texte der Septuaginta und das christliche Neue Testament in einem Band zusammenfasst, erweist sich auch in dieser Hinsicht als hybrides Gebilde, und es ist kein Wunder, dass im Anhang keine jüdischen Mitübersetzer verzeichnet sind.

Einer Mitwirkung jüdischer Übersetzer hätten allerdings auch die sprachlichen und theologischen Zumutungen des Projekts entgegengestanden. Wer etwa das vierte Gebot im Dekalog (Exodus 19,10: "Der siebente Tag ist ein Ruhetag, der gehört IHR, deiner Gottheit") so verstümmelt, dass man eine "Göttin" herauslesen kann, der schlägt angesichts des entschlossenen Widerstands der Bibel gegen alle

weiblichen Götterkulte wie den Aschera- und den Astartekult den Traditionen nicht nur des alten Israel, sondern auch des nachbiblischen Judentums ins Gesicht.

Geradezu bestürzend ist aber die Unkenntnis der Herausgeber, unter denen auch akademische Theologen sind, im Hinblick auf die grundsätzlichen Probleme, die sich in der Neuzeit jüdischen Bibelübersetzungen in den Weg gestellt haben. Seit der großen Tora-Übersetzung Moses Mendelssohns ging es dabei stets um die Schwierigkeit, die Tradition des Talmuds ("mündliche Tora") mit der schriftlichen Tora (den fünf Büchern Moses) in Übereinstimmung zu bringen - ein Anliegen, das umso wichtiger ist, als es hier nicht um theoretische Grundsätze, sondern um die Halacha, die tagtägliche religionsgesetzliche Praxis, geht. Das Talionsgesetz (Exodus 21,24) "Auge um Auge, Zahn um Zahn" etwa wird in der rabbinischen Überlieferung beispielsweise eben nicht "alttestamentarisch" wörtlich genommen, sondern in verbindlicher Auslegung durch die Vorschrift einer Strafzahlung ersetzt, die das geschehene Unrecht wieder ausgleicht.

Die jüdische Kommentartradition, vor allem der Midrasch, eine allegorisierende und gleichsam spielerische Auslegung, konnte diese rabbinische Interpretation, die den Wortlaut des Ursprungstextes bewusst umbiegt und die ursprünglich gemeinte Praxis verbietet, an Eigenheiten und verborgenen Hinweisen des hebräischen Ursprungstextes ablesen. Übersetzungen, auch jüdischer Autoren (die Buber-Rosenzweigsche Verdeutschung ist den Weg der Wort-für-Wort-Treue bis zur Unverständlichkeit gegangen), bleibt die Orientierung an den Sprachwurzeln, an graphischen und lautlichen Eigenheiten des Textes und buchstaben- sowie zahlenmystischen Kombinationen verwehrt. Von der späten Antike bis in die frühe Neuzeit hat die jüdische Tradition daher Übersetzungen eher gemieden und stattdessen den Weg der Midrasch-Exegese beschritten. Dieser Weg ist, vom Talmud her kommend, strikt an der religionsgesetzlichen Praxis orientiert und lässt im Hinblick auf den Umgang mit der Schrift große Freiheit walten.

Zurück zu den Quellen?

Jüdische Wissenschaftler in Nordamerika haben in den vergangenen Jahren auf das literaturtheoretische Potential dieser Tradition aufmerksam gemacht, in der der Wortlaut der Texte von Fall zu Fall umgangen, ignoriert, umgebogen oder überschritten werden kann und biblische Geschichten in einer breit ausgespannenen Neufassung erscheinen. Seit einigen Jahrzehnten wird dieser Weg, die klassisch-kanonische Midrasch-Tradition imitierend und fortschreibend, auch von jüdischen Reformtheologen und neuerdings zudem von jüdisch-feministischen Theologinnen beschritten. Sie haben allerdings häufig die traditionelle toratreue Lebensweise verlassen und wenden die talmudische Hermeneutik nur noch gewissermaßen analog an.

Auch unter christlichen Bibelwissenschaftlern, die mit dem humanistisch-protestantischen Ideal des "Zurück zu den Quellen" gebrochen haben, hat dieser jüdisch-alternative Textzugang an Attraktivität gewonnen. In diesem Sinne berufen sich die Herausgeber der "Bibel in gerechter Sprache" in ihrer Einleitung auf eine 1994 in San Francisco herausgekommene "Women's Haggadah". Dem ist aber entgegenzuhalten, dass diese Kreativität der jüdischen Tradition nicht auf den Bibeltext selbst bezogen ist, sondern auf die Kommentare und die Midrasch-Literatur beschränkt bleibt. Die Juden haben seit zwei Jahrtausenden darauf verzichtet, den Wortlaut der Hebräischen Bibel nach den Maßstäben der jeweiligen politischen Korrektheit umzuschreiben oder zu "rabbinisieren". "Schwierige", auch dem jeweiligen Verständnis moralisch anstößige Texte wurden zwar von Fall zu Fall von der gottesdienstlichen Verlesung ausgeschlossen, sie wurden aber weiterhin überliefert - dies ist ein besonderes Qualitätsmerkmal der rabbinischen Tradition. Vor allem aber entsprach dem jüdischen Umgang mit der Schrift ein Verständnis der Tora, das die mündliche Tradition, also die bis heute wirksame Überlieferung mitsamt der ihr entsprechenden Praxis, einschloss.

Die hermeneutische Orientierung am "Tun" (traditionell: am "Gesetz") ist dem reformatorischen Ansatz eigentlich diametral entgegengesetzt. Obwohl manche linken Protestanten, im Sinne Walter Benjamins, dieses reformatorische Erbe augenscheinlich "überwinden" wollen, scheint, da hier ein ganz anderes "Tun" gemeint ist als das der jüdischen Tradition, die hier mögliche Konvergenz auf einem Missverständnis zu beruhen.

* Der Verfasser lehrt Religionswissenschaft und Judaistik am Institutum Judaicum der Universität Tübingen.